

Mensch Maria!

Gott setzt immer wieder neue Anfänge. **VON ANDREAS R. BATLOGG**

Würden sind auch Bürden – und Hypothesen, die belasten können. Was amtlich definiert ist, was in seit Kindertagen vertrauten, herzzerreißenden Marienliedern besungen wird, kann auch befremden und entfremden: „Immerwährende Jungfrau über allen Jungfrauen“, „makellos“, „rein“, „unbefleckt“, „ohne jede Sünde“ ... Ich höre den Stoßseufzer: Mensch Maria! Auch fragen manche: Wo bleibt der Mensch Maria?

Vor einem Jahr hat der Theologe Hermann Häring in dieser Zeitschrift (49/2022) den viel beachteten Artikel „Ein beschädigtes Menschenbild“ veröffentlicht, der eine veritable Leserbriefflut (52/2022: „Endlich Klartext“) auslöste. Häring kritisierte und demontierte darin die seit 1600 Jahren als „unverzichtbar“ geltende Erbsündenlehre. Weil sie, sich auf Augustinus berufend, „das kirchliche Menschenbild vergiftet“ und „zu demütigenden Heils- und Verdammungsängsten“ geführt habe. In „diffuser Weise allgegenwärtig“, fragte der Küng-Schüler, wie man das „Erbsünden-syndrom überwinden“ und einen „offensiven Abschied vom Erbsündendogma“ angehen könnte. Sein Lösungsvorschlag: „das befreiende und solidarische Menschenbild, an das uns die Geschichte Jesu von Nazareth erinnert“. Häring ist davon überzeugt, dass der „Bedeutungsverlust“ der Kirchen „nur noch dramatischer“ wird, wenn sie sich weiterhin „reflexhaft als die unverbrüchlichen Hüterinnen vergangener Entscheidungen präsentieren“.

Darüber bin ich gestolpert, so sehr ich dem Schlussakkord zustimme: „Die einzige Chance besteht darin, dass wir lernen, die Lehre von Gott, Christus und christlichem Heil neu zu buchstabieren. Diese Mammutaufgabe können die Konfessionen nur gemeinsam leisten.“

Aber wie? Wie geht das: „neu buchstabieren“? Können wir Dogmen einfach fallen lassen, also aufgeben? Die Inhalte gewiss nicht (da bin ich, anders als Hans Küng, bei Karl Rahner), auch wenn sie oft aus histo-

risch erklärbaren Gründen zustande gekommen sind. Aber wie steht es mit den zeitbedingten Formulierungen, die heute oft nicht mehr nachvollziehbar, geschweige denn verstehbar sind? Genügen Vergewisserungen in einer dogmenhistorischen Blase?

Der vollständige Titel für das letzte Marienfest im Kalender- und das erste im Kirchenjahr, am Beginn des Advents, wirkt wie aus der Zeit gefallen: „Hochfest der ohne Erbsünde empfangenen Jungfrau und Gottesmutter Maria“. Ob nun von „Erbsünde“ oder „Ur-sünde“ die Rede ist, ob das Wort „Urschuld“ fällt oder „Sündenmakel“: Viele Begriffe sind Fremdwörter geworden. Nicht zuletzt transportieren sie, da ist Häring zuzustimmen, auch theologische Hypothesen. Der Ausdruck „unbefleckt“ in Zusammenhang mit „Empfängnis“ (*immaculata conceptio*) legt nahe – ungewollt übrigens –, dass der menschliche Zeugungsakt etwas Schmutziges ist: „Empfängnis“, die unrein macht, eben „befleckt“.

Dahinter stecken nicht nur, aber auch jahrhundertalte leib- und frauenfeindliche Haltungen. Sie führten immer wieder zur Dämonisierung von Sexualität. Und produzierten Einstellungen, die in kirchliche Positionen eingingen. Mit Sex hat das Fest aber überhaupt nichts zu tun. Die Erbsündenlehre von Augustinus ist gewiss eine solche Mitgift. Wie lässt sich heute in wenigen Worten und noch dazu plausibel erklären, „die Sünde Adams“ werde von Generation zu Generation weitergegeben? Was damit an Mentalitäten geschaffen wurde, lässt sich nicht von heute auf morgen beseitigen. Sie wirken aber nach.

Dass Maria vom ersten Augenblick ihrer Existenz, also von ihrer Zeugung an, frei ist von einem „Schatten“, den Belastungen, die mit „Erbsünde“ umschrieben werden, ist nicht so leicht zu (er-)klären. Heute fragen (auch gläubige) Menschen ganz ungeniert: Was habe ich mit Adam und Eva zu tun?

Maria „erbt“ die Folgen der Vertreibung der ersten Menschen aus dem Paradies nicht – das ist kirchliche, von Papst Pius IX. mit dem Dogma von 1854 (in der

Bulle *Ineffabilis Deus*) bestätigte Überzeugung. Eine Überzeugung, die seit dem Mittelalter in der Frömmigkeit vorhanden war – seit 1708 von Papst Clemens XI. für die gesamte Kirche als Fest vorgeschrieben.

(Skurrile) Missverständnisse blieben. Den Vogel abgeschossen hat einmal ein Tiroler Pfarrer. Er predigte, das erste Wunder im Leben Jesu habe es bereits drei Wochen nach seiner Empfängnis gegeben: als er geboren wurde. Dieser Pfarrer war sicher nicht der hellste im Klerus. Bischof Reinhold Stecher lastete den Irrtum nur ironisch der Theologischen Fakultät und den Jesuiten an. Als Student habe dieser Pfarrer wohl nicht richtig aufgepasst.

Da bei den meisten Marienfesten die Verkündigung der Geburt Jesu durch den Engel Gabriel zur Verlesung kommt (*Lk 1,26–38*) – das Fest „Verkündigung des Herrn“ wird neun Monate vor Weihnachten, am 25. März, gefeiert –, darf man sich über entsprechende pastorale Fehlleistungen nicht wundern. Das Evangelium – gedankenlos gelesen – führt auf eine falsche Fährte: Weil es von der Empfängnis Jesu und nicht von der Empfängnis Marias durch ihre Eltern Anna und Joachim berichtet. „Eigentlich“ ist alles ganz einfach: Wenn man zum 8. Dezember neun Monate dazugibt und so auf den Geburtstag Marias am 8. September kommt.

Das Zweite Vatikanische Konzil (1962–1965) hat Maria in der Kirchenkonstitution „Lumen gentium“ das achte Kapitel (LG 52–69) gewidmet. Darin wird Bezug genommen auf die Dogmatisierung, durch welche „die Gottesmutter ganz heilig und von jeder Sündenmakel frei zu nennen“ sei, „gewissermaßen vom Heiligen Geist gebildet und zu einer neuen Kreatur gemacht“.

Im Hintergrund steht die bei den Kirchenvätern (beispielsweise Hieronymus) stark vorhandene Vorstellung von Maria als „zweiter Eva“: „der Knoten des Ungehorsams der Eva“ ist gelöst worden „durch den Gehorsam Marias“. Wobei die Konzilsväter auch betonten, „dass Maria nicht bloß passiv von Gott benutzt wurde, sondern in freiem Glauben und Gehorsam zum Heil der Menschen mitgewirkt hat“. Dass sie „vom ersten Augenblick ihrer Empfängnis an im Glanz einer einzigartigen Heiligkeit“ (*LG 56*) gestanden hat, ermöglicht eine (neue) Sichtweise: Es geht um eine ursprüngliche Intaktheit, die durch den „Sündenfall“ verloren gegangen ist.

Auf der Suche nach einer neuen Sprache stößt man auf Ersatzbegriffe: „Erbverwundung“, „Erbunheil“, „Erbschwäche“, „universale Sündenverfallenheit“. Der Schlüssel zum Verständnis liegt in der Lesung des Festes: in der Erzählung vom heilen Anfang (*vgl. Gen 3,9–15.20*). Handelt es sich dabei, wie Häring meint, nur um einen „Mythos vom Verlust des Paradieses“? Wunschlos glücklich waren die ersten Menschen dort – zunächst. Bis die Einflüsterungen kamen: Die Verbothe Gottes seien Unterdrückung! Adam bricht das Tabu. Dabei gehen ihm die Augen auf. Aber seine Erkenntnis ist so positiv nicht. Die Folge des Tabubruchs war bekanntlich die Vertreibung – die erste Exkommunikation ihrer Art.

Um diese verlorene Ganzheit geht es, wenn Maria in den Mittelpunkt gestellt wird, die vom Anfang ihres Lebens an, eben von ihrer Empfängnis an, ausgenommen war von jener Schuldverstricktheit, in der wir Menschen uns vorfinden – und dieses (einzigartige) Privileg war ihr gewährt im Hinblick auf die Geburt ihres Sohnes Jesus: Er sollte einen total neuen Anfang in der Menschheitsgeschichte setzen.

Immer wieder hat Gott mit Menschen neue Anfänge gesetzt: Als er die Welt erschuf. Das ist die Botschaft der Genesis: Gott ist der Anfang. Selbst in Situationen des Scheiterns setzt er neue Anfänge: Mit Noach, als er ihn nicht absaufen lässt. Mit Israel in einer Situation der Verlorenheit, weil Gott es durch die Wüste in ein fruchtbares Land führt, in dem Leben möglich ist. →



Maria Immaculata in der Kuppel der Kathedrale Santa Maria de la Sede in Sevilla (Foto: Peter Schickert, picture alliance)

→ In Situationen der Unfruchtbarkeit: Denken wir an Sara, die Frau Abrahams, oder an Hanna, die in hohem Alter Samuel gebären soll. Erinnern wir uns an Elisabeth und Zacharias. Gott handelt immer wieder wunderbar und setzt neue, überraschende Anfänge. „Vernünftige“ Erklärungen dafür gibt es oft nicht.

Im Blick auf Jesus, der einen neuen Anfang in der Weltgeschichte gesetzt hat, ist der Anfang Marias wunderbar. Gott wählt sie aus: damit sie den Erlöser zur Welt bringt. Deswegen ist sie von Anfang an ein erlöster Mensch, frei von allem, was belastet und blockiert – wie immer man „Erbschuld“ nun definiert. An dem Mädchen aus Nazareth ist für uns geschichtlich greifbar geworden, was Gott für alle Menschen von Anfang an wollte: ganz in der Gnade zu stehen, die Heil bedeutet. Maria zeigt, was sonst durch das Unheil in der Welt verstellt ist: das radikale Angewiesensein des Menschen auf Gott. So kann sie uns „Schwester im Glauben“ sein, und so wird sie, was theologische Texte von ihr sagen: „die zweite Eva“ („Der Tod kam durch Eva, das Leben durch Maria“).

Je mehr die Mutter Jesu als die „gehorsame Magd“, als „makellose Jungfrau“ vor Augen gestellt wurde, umso mehr ist Maria dem konkreten Glaubensgefühl vieler Christinnen und Christen abhandengekommen. Unbehagen, Unverständnis oder gar Ablehnung sind die Folge. Was wir am 8. Dezember feiern, ist, dass Gott in Maria einen wunderbaren Anfang gesetzt hat: Mensch Maria.

Im „Pastoralliturgischen Handlexikon“ von Adolf Adam und Rupert Berger (1980, 3. Auflage 1983, Neuausgabe 2013 unter dem alleinigen Autorennamen Rupert Berger) findet sich im Artikel „Marienfeste“ als Erstes das „Hochfest Mariä Erhöhung (8. 12.)“. Nicht nur die Priorin des Benediktinerinnenklosters Fahr bei Zürich, Irene Gassmann OSB, bevorzugt diesen Ausdruck. Offenbar ist er auch in ersten Arbeitsübersetzungen nach dem Konzil fürs Brevier gewählt worden, dann aber bedauerlicherweise wieder verschwunden.

„Mariä Erhöhung“ drückt treffender (und unbelasteter) aus, worum es geht: um Erhöhung. Im Blick auf ihre einzigartige „Funktion“ bleibt Maria erspart, was allen anderen Menschen nicht erspart bleibt. Dass Gott handelt, wunderbar, immer wieder. Dass er dabei nicht überfällt oder zwingt, sondern um Zustimmung wirbt – das feiern wir. Maria hat sich darauf eingelassen.

Mit einer bloßen Namensänderung – Mariä Erhöhung anstatt Mariä Empfängnis – ist es natürlich nicht getan. Zumal die Gebete in der Eucharistie (Tages-, Gaben- und Schlussgebet wie auch die Präfation) in klassischer Terminologie abgefasst sind. Da wären dringlich andere Formulierungen nötig – und hilfreich, wenn man Inhalte „retten“ will.

Meine Frage ist: Rechnen wir (noch) damit, dass es „Erhöhung“ gibt – auch meine, auch unsere? Auch wenn wir hineingeboren werden in Schuldzusammenhänge, für die wir persönlich nichts können: Mariä Erhöhung/Empfängnis erinnert daran, dass immer wieder ein heiler Anfang möglich war. Dass Heil gelingt, weil Menschen an sich handeln lassen. Wie reden wir darüber? Wie lässt sich diese Thematik so formulieren, dass sie nicht nur aneckt und Aggressionen auslöst, sondern positiv zum Ausdruck kommt?

Eine Entdeckung dazu: Im neuen „Gotteslob“ findet sich im Stammteil, nach einer bekannten Melodie von Martin Luther (Wittenberg 1529), ein modernes Marienlied von Peter Gerloff. Bis 1989 evangelischer Gemeindepfarrer im Ruhrgebiet, verheiratet und Vater von drei Kindern, konvertierte er 1990 mit seiner Familie und wurde fünf Jahre später (mit römischer Zölibatsdispens) zum Priester für das Bistum Hildesheim geweiht. Zuerst als Krankenhausseelsorger eingesetzt, war er bis zu seiner Pensionierung 2022 fast zwei Jahrzehnte lang wieder als Gemeindepfarrer tätig. Gerloff ist auch Texter und Komponist von geistlichen Liedern, von denen sechs Eingang fanden in den Stammteil und weitere acht in Diözesan Ausgaben des „Gotteslob“ von 2013.

Sein auf „Mariä Verkündigung“ (25. März) hin gedichtetes Lied bringt das Glaubensgeheimnis in literarischer Weise auf den Punkt – damit lässt sich theologisch arbeiten: Ein himmlischer Bote kündigt Unvorstellbares, noch nie Gehörtes, an; Gott selbst,

An dem Mädchen aus Nazareth ist für uns geschichtlich greifbar geworden, was Gott für alle Menschen von Anfang an wollte: ganz in der Gnade zu stehen, die Heil bedeutet. Maria zeigt, was sonst durch das Unheil in der Welt verstellt ist: das radikale Angewiesensein des Menschen auf Gott.

also kein Vertreter, kommt uns nahe; Maria stimmt zu; das Wort (der ewige Logos) wird unser Bruder; ein winziger Augenblick, ein Moment also, wird zum Dreh- und Angelpunkt von Zeit und Ewigkeit:

Ein Bote kommt, der Heil verheißt und nie Gehörtes kündigt. Die neue Welt aus Gottes Geist wird in der Welt gegründet. Gott selber kommt den Menschen nah; Maria aber gibt ihr Ja. Das Wort wird unser Bruder.

Das helle Licht der Ewigkeit trifft unsre Dunkelheiten. Ein Augenblick der Erdenzeit wird Angelpunkt der Zeiten. Gott teilt mit uns ein Menschenlos vom ersten Tag im Mutterschoß bis in die Nacht des Todes.

Maria, du hast Ja gesagt zu Gottes Ruf und Gnade. Den ganzen Weg hast du gewagt; begleite unsre Pfade, dass ihn, den du empfangen hast, auch unser Herz mit Freude fasst und Raum gibt seiner Liebe.

„Das helle Licht der Ewigkeit / trifft unsre Dunkelheiten. Ein Augenblick der Ewigkeit / wird Angelpunkt der Zeiten“: Weil ein jüdisches Mädchen namens Mirjam, ein Mensch wie wir, Ja gesagt und damit einen neuen Anfang ermöglicht hat. Man kann dieses Lied nicht oft genug auf sich wirken lassen, um besser zu verstehen, was wir am 8. Dezember feiern! **CG**

ANDREAS R. BATLAGG, Dr. theol., Jesuit und Publizist, war bis 2017 Chefredakteur der Monatszeitschrift „Stimmen der Zeit“.

Wege & Welten

GOTTHARD FUCHS entdeckt die Mystik im Alltag

Schon bei Trost?

Mit den fröhlichen Fortschrittszeiten jedenfalls ist es vorbei. Mit Corona kam der erste große Knacks. Und nun mit den Kriegen vor unserer Haustür erst recht, in der Ukraine und im wirklich Nahen Osten. Gefühlslagen wie Ohnmacht, Wut, Trauer, Betroffenheit begegnen allenthalben, angefangen bei einem selbst. Dass of-

fenkundig unabhängig voneinander verschiedene Zeitungen und Zeitschriften das Thema „Trost“ in die Leitzeile stellen, spricht für sich.

Es herrscht offenkundig Trostbedarf, um diese großen Kränkungen zu verarbeiten. Schon gibt es ein neues Fremdwort für das Leiden an der Trostlosigkeit: Solastalgie (Glenn Albrecht), wie Allergie. „Der Mensch ist ein trostsuchendes Wesen. Trost ist etwas anderes als Hilfe – sie sucht auch das Tier; aber der Trost ist das merkwürdige Erlebnis, das zwar das Leiden bestehen lässt, aber sozusagen das Leiden am Leiden aufhebt“ – so die klassische Definition von Georg Simmel. Die Redeweise vom „Trost spenden“ ist bezeichnend. Solche Zuwendung und Ermutigung hat mit jenen Geschenken zu tun, deren wir dringend bedürfen.

Allzu oft ist aus religiöser Hoffnung leider nur pure Jenseitsvertröstung geworden, die das Leben lähmen konnte und abwertete. Die säkularisierte Umkehrvariante im neuzeitlichen Fortschrittsdenken ist freilich auch an ihre Grenze gekommen: Diesseitsvertrös-

tung – als könnten wir uns mit dem, was unsere reale Geschichte bietet, je zufriedengeben und darin ersehnte Erfüllung finden. Wo sich der Mensch selbstgewiss „übernimmt“ und aus allem das Beste machen will, gilt Trost fast als unanständig und peinlich, nur für Schwächlinge.

Dabei gehörtes zur Würde des Menschen, der Zuwendung anderer zu bedürfen und sich nicht mit Trostpflastern verkleben zu lassen. Nein, zum Dasein jenseits von Eden gehört das, was Habermas einmal die „Untröstlichkeit der Vernunft“ nannte; deren melancholischer Schatten begleitet ja auch das Denken und Empfinden seit den Mönchsvätern, und erst recht seit Aufklärung und Moderne. Irgendwie stimmt alles doch nicht, so sehr wir uns auch abmühen, ja abstrampeln. Aber mit Trostpreisen lassen wir uns nicht länger abspesen. „Man darf keinen Trost haben. Keinerlei vorstellbaren Trost. Dann steigt die unaussprechliche Tröstung hernieder“ (Simone Weil).

Genau das ist die biblische Grunderfahrung: Nach seinem totalen Zusammenbruch entdeckt Altisrael gerade im Exil, welche Trostmacht sich mit dem verbindet, den es nun als den einzig Wahren erkennt (vgl. *Jes 40,1; 51,12; Ps 119,82*). Und die Jüngerschaft Jesu entdeckt gerade nach dem schockierenden Ende ihres Stifters genau jene Ermutigung, die z. B. Paulus praktiziert und empfiehlt: Das Lob dessen, der „der Vater der Erbarmungen und der Gott allen Trostes“ (*2 Kor 1,1ff.*) ist, wird zur Kettenreaktion wechselseitiger Ermutigung (*2 Kor 1,1-7* und *7,10*).

Wie das heutzutage funktionieren kann, zeigt beispielsweise Bonhoeffers großes Neujahrslied aus dem Gefängnis: „Von guten Mächten wunderbar geborgen, erwarten wir getrost, was kommen mag“ – von guten Menschen auch, die selbst des Trostes bedürftig sind und ihn deshalb spenden können und das auch tun. **CG**

GOTTHARD FUCHS, Dr. phil., ist Priester und Publizist in Wiesbaden.